



F. SCOTT FITZGERALD
DIE VOLLSTÄNDIGEN
BASIL UND JOSEPHINE-GESCHICHTEN



F. SCOTT FITZGERALD

**DIE VOLLSTÄNDIGEN
BASIL UND JOSEPHINE-GESCHICHTEN**

Francis Scott Fitzgerald

**Die vollständigen Basil
und Josephine-
Geschichten**

14 Erzählungen (1928-1931)

F. Scott Fitzgerald Die vollständigen Basil und Josephine-
Geschichten 14 Erzählungen (1928-1931)

Impressum

F. Scott Fitzgerald: Die vollständigen Basil und Josephine-Geschichten, 14 Erzählungen (1928-1931)

Neu übersetzt aus dem Amerikanischen von Peter Eckhart Reichel unter Verwendung eines KI generierten Übersetzungsprogramms von DeepL nach den Veröffentlichungen der rechtefreien Originaltexte des Project Gutenberg of Australia.

Titelgestaltung: ebuchedition words&music unter Verwendung einer Titelblattgrafik für Vanity Fair von A. H. Fish „Dancing in the 1920“ / Dezember 1927. Coverschrift gesetzt aus der Dusty Rose NF

© 2026 hoerbuchedition words & music

Alle Rechte vorbehalten.

www.words-and-music.de

ebuchedition words & music

Inhaber: Peter Eckhart Reichel

Hohenzollernstrasse 31

D-14163 Berlin

Germany

Alle Urheber- und Leistungsschutzrechte vorbehalten. Das Werk in dieser deutschsprachigen Übersetzung einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigung, Übersetzung, Aufführung, Vertonung, zu KI-Trainingszwecken sowie kommerzielles Filesharing und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Für Anfragen, Anregungen oder Kritiken haben wir immer ein offenes Ohr.

Schreiben Sie bitte an:

info@words-and-music.de

Kennwort: F. Scott Fitzgerald: Die vollständigen Basil und Josephine-Geschichten

F. Scott Fitzgerald

Die vollständigen Basil und Josephine- Geschichten

14 Erzählungen (1928-1931)

„Die Basil and Josephine Geschichten“ sind eine Sammlung von zwei separaten Kurzgeschichtenfolgen (die eine über Basil Duke Lee, die andere über Josephine Perry) von F. Scott Fitzgerald, die ursprünglich als Fortsetzungen in der Zeitschrift „The Saturday Evening Post“ erschienen. Einige davon wurden später in „Taps at Reveille“ und posthumen Kurzgeschichtensammlungen zusammengefasst. Fitzgerald hatte beabsichtigt, dass sich die Titelfiguren irgendwann begegnen sollten, doch dazu kam es in seinen Werken nie.

Basil Duke Lee war eine fiktionalisierte Version von F. Scott Fitzgeralds jüngerem Ich. Fitzgerald schöpft aus seinen eigenen Erfahrungen als Kind und Jugendlicher. Die Basil-Geschichten schildern die emotionale Entwicklung einer Figur namens Basil Lee, der als junger Mann im Mittleren Westen lebt und schließlich im Alter von 17 Jahren bereit ist, die Welt von Yale zu erobern. Im Verlauf der Geschichten ist er sich seines Potenzials nicht bewusst, bis zu dem Moment, in dem er es zu verlieren droht.

Zwischen 1930 und 1931 schrieb Fitzgerald auch fünf Kurzgeschichten über die Figur Josephine Perry. Sie ist ein eigenwilliges, wohlhabendes junges Mädchen aus Chicago. Diese Geschichten handeln von Teenager-Rebellion und dem Erwachsenwerden. Kritiker vermuten, dass Josephine auf Fitzgeralds Jugendliebe Ginevra King basiert. Josephine Perry wird als „Chicago Girl“ beschrieben, deren Familie

eine prominente Rolle in der Gesellschaft spielt. Dies ermöglicht es ihr, Entscheidungen zu treffen, ohne Konsequenzen fürchten zu müssen. Als sie beispielsweise von der Schule verwiesen wird, wird sie dank des Einflusses ihres Vaters wieder aufgenommen. Im Gegensatz zu anderen rebellischen Teenagern wie Holden Caulfield versteht Josephine, dass sich ihre schulischen Probleme von selbst lösen werden.

Fitzgerald begann diese Geschichten um das Jahr 1928 zu schreiben, als er sich dem Druck widersetzte, eine Fortsetzung zu „Der große Gatsby“ zu verfassen. Während er an „Tender is the Night“ arbeitete, ersann er diese Geschichten und dachte dabei über seine Jugend im Mittleren Westen nach. Die Saturday Evening Post veröffentlichte den Großteil sowohl der Basil- als auch der Josephine-Geschichten und verschaffte Fitzgerald damit ein reichliches und regelmäßiges Einkommen. Er merkte an, dass die Figuren das verkörperten, was er als „emotionale Bankrotterklärung“ bezeichnete, und es war in dieser Zeit, in der er auch einen Teil seiner Vergangenheit zurückerobern wollte, den er einst schätzte, während er den verhängnisvollen Einfluss von Klassenunterschieden in der Welt verabscheute.

Beide Figuren finden, dass wahre Liebe verlockend, aber vergänglich ist, und beide Geschichtensammlungen schildern detailliert die Entwicklung des Schicksals jeder einzelnen Figur, ob es ihnen gefällt oder nicht.

SO EINE ART VON PARTY

Nachdem die Party vorbei war, warteten ein hochgewachsener Stevens-Duryea und zwei Maxwells von 1909 mit einer einzelnen Victoria am Straßenrand. Die Jungen beobachteten, wie sich der Stevens mit einer fröhlichen Schar kleiner Mädchen füllte und davon donnerte. Dann fuhren sie in Dreier- und Vierergruppen die Straße entlang, manche ausgelassen, andere still und nachdenklich. Selbst für die immer überraschten Zehn- und Elfjährigen, in denen die Anpassungsprozesse des Lebens nur schwer mithalten können, war es ein bemerkenswerter Nachmittag gewesen.

So dachte Terrence R. Tipton, von Beruf Schauspieler, Sportler, Gelehrter, Philatelist und Sammler von Zigarrenbänderolen. Er war so hingerissen, dass er sich sein ganzes Leben lang lebhaft daran erinnern würde, wie er aus dem Haus trat, wie sich der Frühlingsabend anfühlte und wie Dolly Bartlett zum Auto ging und zu ihm zurückblickte – frech, triumphierend und strahlend. Was er empfand, war wie Angst – passend, denn eine seiner größten Leidenschaften hatte gerade ihren Platz in seinem Leben eingenommen. Von nun an war Terrence der Liebe verfallen, nicht nur aus der Ferne, sondern wie jemand, der gerufen und umarmt worden war, jemand, der mit durchdringender Wonne gekostet und innerhalb einer Stunde süchtig geworden war. Zwei Fragen beschäftigten ihn, als er sich seinem Haus näherte: Wie lange ging das schon so, und wann würde er dem wohl wieder begegnen?

Seine Mutter begrüßte einen eher blassen, hellblonden kleinen Jungen mit grünlichen Augen und schmalen, scharfgeschnittenen Gesichtszügen. Es ging ihm gut. Hatte er sich bei den Gilrays wohl gefühlt? Es war eigentlich alles ganz in Ordnung so. Würde er ihr davon erzählen? Es gab nichts zu erzählen.

„Hättest du nicht Lust auf eine Party, Terrence?“, schlug sie vor. „Du warst doch schon auf so vielen.“

„Nein, Mutter, das möchte ich nicht.“

„Stell dir vor – zehn Jungen und zehn kleine Mädchen, Eis, Kuchen und Spiele.“

„Welche Spiele?“, fragte er, ohne auch nur im Entferntesten an eine Party zu denken, sondern reflexartig auf das Wort reagierend.

„Ach, Euchre zum Beispiel oder Hearts oder Authors.“

„Das gibt es hier nicht.“

„Was gibt es denn hier?“

„Ach, die albern nur herum. Aber ich will keine Party geben.“

Doch plötzlich wurden die offensichtlichen Nachteile, Mädchen im eigenen Haus zu haben und die Innen- und Außenwelt miteinander in Kontakt zu bringen – als würde man taktlos die Vorderwand einreißen –, von seinem Wunsch, Dolly Bartlett wieder nahe zu sein, in Frage gestellt.

„Könnten wir einfach allein sein, ohne dass jemand dabei ist?“, fragte er.

„Aber ich würde euch nicht stören“, sagte Mrs. Tipton. „Ich würde einfach alles vorbereiten und euch dann allein lassen.“

„So machen die das alle.“ Aber Terrence erinnerte sich, dass den ganzen Nachmittag über mehrere Damen bei der letzten Party dabei gewesen waren, und es wäre absolut undenkbar, wenn seine Mutter in der Nähe wäre.

Beim Abendessen kam das Thema wieder zur Sprache.

„Erzähl Vater, was du bei den Gilrays gemacht hast“, sagte seine Mutter. „Du musst dich erinnern.“

„Natürlich erinnere ich mich, aber ...“

„Ich glaube langsam, ihr habt Kussspiele gespielt“, mutmaßte Mr. Tipton beiläufig.

„Ach, sie hatten dort ein verrücktes Spiel, das sie ‚Clap-in-and-clap-out‘ nannten“, sagte Terrence indiskret.

„Was ist das?“

„Also, alle Jungs gehen raus und sagen, jemand habe einen Brief. Nein, das ist Postamt. Jedenfalls müssen sie reinkommen und raten, wer sie ihnen geschrieben hat.“

Er hasste sich selbst für die Untreue gegenüber diesem großartigen Erlebnis und versuchte, mit folgenden Worten abzuschließen: „- und dann knien sie sich hin, und wenn er falsch liegt, klatschen sie ihn aus dem Zimmer. Kann ich bitte noch etwas Soße haben?“

„Aber was, wenn er richtig liegt?“

„Oh, dann soll er sie umarmen“, murmelte Terrence. Es klang so beschämend – dabei war es so schön gewesen.

„Alle?“

„Nein, nur eine.“

„Das ist also die Art von Party, die du dir gewünscht hast“, sagte seine Mutter, etwas schockiert. „Oh Terrence.“

„Das habe ich nicht“, protestierte er, „ich habe nicht gesagt, dass ich das möchte.“

„Aber du wolltest doch gar nicht, dass ich dabei bin.“

„Ich habe Gilray in der Innenstadt getroffen“, sagte Mr. Tipton. „Ein ziemlich gewöhnlicher Kerl aus dem Norden.“

Diese Geringschätzung gegenüber einer Vergnügung, die zu Washingtons Zeiten in Mount Vernon beliebt gewesen war, spiegelte die städtische Haltung gegenüber den Bräuchen des ländlichen Amerikas wider. Wie Mr. Tipton beabsichtigt hatte, zeigte dies Wirkung auf Terrence, aber nicht die erhoffte. Es veranlasste Terrence, der plötzlich einen gefügigen Komplizen brauchte, sich für einen Jungen namens Joe Schoonover zu entscheiden, dessen Familie neu in der Stadt war. Gleich nach dem Abendessen radelte er zu Joe.

Sein Vorschlag war, dass Joe sofort eine Party geben und, anstatt nur ein paar Kussspiele zu veranstalten, diese den ganzen Nachmittag lang ununterbrochen spielen sollte, ohne auch nur eine Kleinigkeit zu essen. Terrence schilderte die Orgie in brutalen, aber leuchtenden Farben:

„Natürlich kannst du Gladys haben. Und wenn du sie satt hast, kannst du nach Kitty oder wem auch immer fragen,

und die werden dich dann auch wollen. Oh, das wird wunderbar!“

„Angenommen, jemand anderes würde nach Dolly Bartlett fragen.“

„Ach, sei doch nicht so naiv.“

„Ich wette, du würdest einfach in den See springen und dich ertränken.“

„Das würde ich nicht.“

„Doch, das würdest du.“

Das waren bewegende Worte, doch nun galt es, Mrs. Schoonover um Erlaubnis zu bitten. Terrence wartete draußen in der Dämmerung, bis Joe zurückkam.

„Mutter sagt, es ist in Ordnung.“

„Sag mal, es wird ihr doch egal sein, was wir machen, oder?“

„Warum sollte es sie interessieren?“, fragte Joe unschuldig.
„Ich habe ihr heute Nachmittag davon erzählt, und sie hat nur gelacht.“

Terrence besuchte Mrs. Cary's Academy, wo er sich durch endlose, trostlose Stunden quälte. Er vermutete, dass es dort wenig zu lernen gab, und seine Lustlosigkeit ging oft in Unverschämtheit über, doch am Morgen von Joe Schoonovers Party saß er einfach nur still und verträumt an seinem Schreibtisch und bat lediglich darum, ungestört zu sein.

„Die Hauptstadt von Amerika ist also Washington“, sagte Miss Cole, „und die Hauptstadt von Kanada ist Ottawa – und die Hauptstadt von Mittelamerika ...

„... ist Mexiko-City“, vermutete jemand.

„Hat keine“, sagte Terrence abwesend.

„Oh, es muss doch eine Hauptstadt haben“, sagte Miss Cole und schaute auf ihre Karte.

„Nun, es hat eben keine.“

Zehn Minuten später, etwas verängstigt, meldete er sich im Rektorat, wo sich alle Kräfte der Ungerechtigkeit auf verwirrende Weise gegen ihn verschworen hatten.

„Was denkst du, ist egal“, sagte Mrs. Cary. „Miss Cole ist deine Lehrerin, und du warst ihr gegenüber unverschämt. Deine Eltern würden das bestimmt sehr gern erfahren.“

Er war froh, dass sein Vater nicht da war, aber wenn Mrs. Cary anrief, würde seine Mutter ihn wahrscheinlich verbieten zur Party zu gehen. Mit diesem düsteren Schicksal im Nacken verließ er mittags das Schultor und wurde von der Stimme Albert Moores, dem Sohn der besten Freundin seiner Mutter empfangen und somit von einem potenziellen Feind.

Albert erzählte ausführlich vom Besuch beim Schulleiter und den wahrscheinlichen Folgen zu Hause. Terrence bemerkte daraufhin, Albert besäße aufgrund seiner Brille vier Sehorgane. Albert konterte mit einem Seitenhieb auf Terrences Anspruch auf allumfassende Weisheit. Schroffe Anspielungen auf verängstigte Katzen und riesige Paranoiker belebten die Unterhaltung, und schon bald kam es zu einem heftigen Herumfuchteln, wobei Terrence ganz

versehentlich mit dem Kopf gegen Alberts Nase stieß. Blut floss – Albert heulte vor Schmerz und Entsetzen auf, weil er glaubte, sein Lebensblut tropfe auf seine gelbe Krawatte. Terrence machte zuerst Anstalten zu fliehen, blieb dann aber stehen, zog sein Taschentuch hervor und warf es Albert buchstäblich als Trostpflaster zu, dann setzte er seinen Rückzug aus dieser schrecklichen Szene fort, durch Hintergassen und über Zäune, auf der Flucht vor seinem Verbrechen. Eine halbe Stunde später erschien er an Joe Schoonover's Hintertür und ließ sich vom Koch ankündigen.

„Was ist los?“, fragte Joe.

„Ich bin nicht nach Hause gegangen. Ich hatte Streit mit Albert Moore.“

„Meine Güte. Hat er seine Brille abgenommen?“

„Nein, wieso?“

„Jemanden mit Brille zu schlagen, ist eine Straftat. Ich muss noch mein Mittagessen fertig machen.“

Terrence saß elend auf einer Kiste in der Gasse, bis Joe auftauchte, mit Neuigkeiten, die zu einer sich verdunkelnden Welt passten.

„Von diesen Kussspielen weiß ich nichts“, sagte er. „Mutter meinte, das sei albern.“

Mit Mühe riss sich Terrence von dem Gedanken an die Besserungsanstalt los.

„Ich wünschte, sie würde krank werden“, sagte er abwesend.

„Sag so etwas nicht über meine Mutter.“

„Ich meine, ich wünschte, ihre Schwester würde krank werden“, korrigierte er sich. „Dann könnte sie nicht zur Party kommen.“

„Das wünsche ich mir auch“, sinnierte Joe. „Aber nicht allzu krank.“

„Warum rufst du sie nicht an und sagst ihr, dass ihre Schwester krank ist?“

„Sie wohnt in Tonawanda. Sie würde ein Telegramm schicken – das hat sie schon mal getan.“

„Lass uns Fats Palmer nach einem Telegramm fragen.“

Fats Palmer, der Sohn des Hausmeisters des Wohnblocks, war ein Botenjunge, einige Jahre älter als sie, ein Zigarettenraucher und Gotteslästerer. Er weigerte sich, ein gefälschtes Telegramm zuzustellen, da er sonst seinen Job verlieren könnte, aber für einen Vierteldollar würde er einen Blanko-Telegrammbogen besorgen und eine seiner kleinen Schwestern beauftragen, dieses zu überbringen. Barzahlung im Voraus.

„Ich glaube, das kriege ich hin“, sagte Terrence nachdenklich.

Sie warteten vor einem Wohnhaus ein paar Häuserblocks weiter auf ihn. Er war zehn Minuten weg – als er herauskam, sah er müde aus, zeigte eine Vierteldollar-Münze in seiner Handfläche, setzte sich einen Moment mit fest geschlossenem Mund auf den Bordstein und winkte sie ab.

„Wer hat es dir gegeben, Terrence?“

„Meine Tante“, murmelte er leise, und dann: „Es war ein Ei.“

„Welches Ei?“

„Ein rohes Ei.“

„Hast du Eier verkauft?“, fragte Fats Palmer. „Sag mal, ich weiß, wo du Eier herbekommst ...“

Terrence stöhnte.

„Ich musste es roh essen. Sie ist eine Gesundheitsfanatikerin.“

„Das ist ja das einfachste verdiente Geld, von dem ich je gehört habe“, sagte Fats. „Ich habe Eier ausgelutscht ...“

„Nicht!“, flehte Terrence, aber es war zu spät. Das war ein Ei ohne Heilwirkung – ein Ei, das aus Liebe geopfert wurde.

II

Dies ist das Telegramm, das Terrence aufgesetzt hatte:

ICH BIN KRANK, ABER NICHT SO SCHLIMM. KÖNNTEST DU BITTE SOFORT KOMMEN?

DEINE DICH LIEBENDE SCHWESTER

Um vier Uhr wusste Terrence zwar noch, dass er eine Familie hatte, doch diese lebte weit entfernt in einer weit abgelegenen Vergangenheit. Er wusste auch, dass er gesündigt hatte, und eine Zeit lang war er eine Gasse entlanggegangen und hatte immer wieder das Abendgebet gesprochen, um weltliche Gnade in der Angelegenheit mit

Albert Moores Brille zu erlangen. Der Rest konnte warten, bis man ihn entlarvte, am besten erst nach seinem Tod.

Um vier Uhr befand er sich mit Joe in der Speisekammer der Schoonover, wo sie die letzte halbe Stunde verbracht hatten, um sich durch die Anwesenheit der Dienstmagd in der Küche ein Gefühl der Geborgenheit zu verschaffen. Mrs. Schoonover war gegangen, die Gäste wurden erwartet – und wie auf ein vereinbartes Signal hin läuteten die Türklingel und das Telefon gleichzeitig.

„Da sind sie“, flüsterte Joe.

„Wenn es meine Familie ist“, sagte Terrence heiser, „dann sag ihnen bitte, ich sei nicht da.“

„Es ist nicht deine Familie – es sind die Gäste für die Party.“

„Ich meine das Telefon.“

„Du solltest besser rangehen.“ Joe öffnete die Tür zur Küche: „Hast du die Türklingel nicht gehört, Irma?“

„Ich habe Kuchenteig an den Händen, und Essie auch. Geh du, Joe.“

„Nein, das werde ich ganz sicher nicht.“

„Dann müssen sie eben warten. Könnt ihr beiden Jungs nicht selbst gehen?“

Wieder hallte das doppelte Geräusch der Türklingel, eindringlich und alarmierend, durchs Haus.

„Joe, du musst meiner Familie sagen, dass ich nicht da bin“, sagte Terrence angespannt. „Ich kann doch nicht sagen, dass ich nicht hier bin, oder? Es dauert nur eine

Minute, es ihnen zu sagen. Sag einfach, dass ich nicht da bin.“

„Wir müssen zur Tür. Willst du, dass alle wieder nach Hause gehen?“

„Nein, will ich nicht. Aber du musst einfach ...“

Irma kam aus der Küche und wischte sich die Hände ab.

„Meine Güte“, sagte sie, „warum gehst du nicht zur Tür, bevor die Kinder weglaufen?“

Beide redeten durcheinander, völlig verwirrt. Irma löste die Pattsituation, indem sie den Hörer abnahm.

„Hallo“, sagte sie. „Sei still, Terrence, ich kann dich nicht verstehen. Hallo – hallo ... Da ist gerade niemand dran. Du solltest dir besser die Haare kämmen, Terrence – und sieh dir mal deine Hände an!“

Terrence eilte zum Spülbecken und wusch sich hastig die Haare mit der Küchenseife.

„Wo ist ein Kamm?“, schrie er. „Joe, wo ist dein Kamm?“

„Oben, natürlich.“

Noch immer nass stürmte Terrence die Hintertreppe hinauf und bemerkte erst am Spiegel, dass er aussah wie ein Junge, der den größten Teil des Tages in der Gasse verbracht hatte. Hastig kramte er nach einem sauberen Hemd von Joe; gerade als er es zuknöpfte, drang ein klagender Schrei die Vordertreppe hinauf –

„Terrence, sie sind weg. Da ist niemand an der Tür – sie sind nach Hause gegangen.“

Überwältigt stürmten die Jungen auf die Veranda. Weit unten auf der Straße verschwanden zwei kleine Gestalten. Terrence und Joe formten mit ihren Händen einen Trichter und riefen. Die Gestalten blieben stehen, drehten sich um – dann gesellten sich plötzlich weitere zu ihnen, viele Gestalten: Ein Victoria bog um die Ecke und rollte auf das Haus zu. Die Party konnte beginnen.

Beim Anblick von Dolly Bartlett zog sich Terrence das Herz zusammen, und er wollte nur noch weg. Sie war niemand, den er kannte, schon gar nicht das Mädchen, das er vor einer Woche in die Arme geschlossen hatte. Er starrte sie an wie ein Gespenst. Er hatte nie gewusst, wie sie aussah, und nahm sie fast als eine Essenz aus Zeit und Wetter wahr – wenn Frost und Hochstimmung in der Luft lagen, war sie Frost und Hochstimmung zugleich; wenn in gelben Fenstern in einer Sommernacht ein Geheimnis lag, war sie dieses Geheimnis, wenn es Musik gab, die inspirieren, traurig machen oder begeistern konnte, war sie diese Musik, sie war „Red Wing“ und „Alice, Where Art Thou Going?“ und das „Light of the Silvery Moon“.

Für nüchterne Beobachter wirkten Dollys Haare in geknoteten Zöpfen wie Kindergold, ihr Gesicht so ebenmäßig und niedlich wie das eines Kätzchens, und ihre Beine waren ordentlich übereinandergeschlagen oder baumelten hilflos von einem Stuhl. Mit ihren zehn Jahren war sie so vollkommen, so selbstbewusst und lebendig, dass sie für viele Jungs nur ein Traum war – eine frühreife Meisterin des langen Blicks, des anhaltenden Lächelns, der leisen Stimme und der zarten Berührung, jener Tugenden, die ganze Generationen prägten.

Dolly suchte mit den anderen Gästen nach der Gastgeberin und, da sie keine fand, schlich sie sich ins Wohnzimmer, um dort herumzustehen, zu flüstern und nervös zu lachen.

Auch die Jungs bildeten Grüppchen, bis auf zwei unbefangene Achtjährige, die die Schüchternheit der Älteren ausnutzten, um mit Herumtollen und schrillum Gelächter anzugeben. Minuten vergingen, ohne dass etwas geschah; Joe und Terrence unterhielten sich zischend, ihre Lippen bewegten sich dabei kaum.

„Du solltest anfangen“, murmelte Terrence.

„Du hast damit angefangen. Das war dein Plan.“

„Es ist deine Party, und wir könnten genauso gut nach Hause gehen, anstatt den ganzen Nachmittag hier rumzustehen. Sag doch einfach, wir spielen jetzt, und dann soll jemand das Zimmer verlassen.“

Joe starrte ihn ungläubig an.

„Das ist eine super Gelegenheit! Lass uns eines der Mädchen dazu bringen, damit anzufangen. Frag doch Dolly.“

„Das mache ich nicht.“

„Wie wäre es mit Martha Robbie?“

Martha war ein Wildfang, der weder Angst noch Charme hatte; es war, als würde man eine Schwester fragen. Sie nahmen sie beiseite.

„Martha, hör mal, würdest du den Mädchen sagen, dass wir Post spielen wollen?“

Martha wich heftig zurück.

„Aber nein, das mache ich ganz sicher nicht“, rief sie streng. „So etwas werde ich ganz bestimmt nicht tun.“

Um es zu beweisen, rannte sie zu den Mädchen zurück und begann, es ihnen zu erzählen.

„Dolly, was glaubst du, was Terrence mich gefragt hat? Er wollte, dass ich ...“

„Halt den Mund!“, flehte Terrence sie an.

„... Post spielen ...“

„Sei still! Wir wollten so etwas gar nicht.“

Es traf ein weiterer Besucher ein. Die Verandatreppe hinauf wurde ein Rollstuhl geschoben, von einem Chauffeur hochgehoben. Darin saß Carpenter Moore, der ältere Bruder jenes Albert Moore, dem Terrence heute Morgen eine blutige Nase zugefügt hatte. Sobald sie drinnen waren, entließ Carpenter den Chauffeur und rollte sich geschickt in die Gesellschaft hinein, wobei er sich arrogant umschaute. Seine Behinderung hatte ihn zu einem Tyrannen gemacht und ihm einen einzigartig schlechten Charakter verliehen.

„Seid alle herzlich begrüßt“, sagte er. „Wie geht es dir, Joe, mein Junge?“

Nach einer Minute fiel sein Blick auf Terrence, und er änderte die Richtung seines Rollstuhls und positionierte sich direkt neben ihn.

„Du hast meinem Bruder auf die Nase geschlagen“, sagte er mit gedämpfter Stimme. „Warte nur, bis meine Mutter deinen Vater sieht.“

Sein Gesichtsausdruck veränderte sich; er lachte und schlug Terrence spielerisch mit seinem Stock.

„Na, was macht ihr denn hier? Ihr zieht alle ein Gesicht, als wäre gerade eine Katze überfahren worden.“

„Terrence will, das wir ‚Clap-in-and-clap-out‘ spielen.“

„Nicht ich“, widersprach Terrence und fügte etwas voreilig hinzu: „Joe wollte es spielen. Es ist seine Party.“

„Habe ich nicht“, sagte Joe aufgebracht. „Terrence wollte es.“

„Wo ist deine Mutter?“, fragte Carpenter Joe. „Weiß sie davon?“

Joe versuchte, sich aus der Affäre zu ziehen.

„Das ist ihr egal – ich meine, sie hat gesagt, wir können spielen, was wir wollen.“

Carpenter schnaubte verächtlich.

„Ich wette, das hat sie nicht. Und ich wette auch, die meisten eurer Eltern würden ihren Kindern diesen widerlichen Kram nicht erlauben.“

„Ich dachte nur, wenn es sonst nichts zu tun gibt ...“, fügte er schwach hinzu.

„Das hast du gedacht, ja?“, rief Carpenter. „Na, dann beantworte mir mal Folgendes: Warst du jemals schon auf einer Party?“

„Ich war schon auf ...“

„Beantworte mir einfach eine Frage: Wenn du schon mal auf einer Party warst – was ich bezweifle, was ich sehr ernsthaft bezweifle –, dann weißt du, was die Leute dort so

treiben. Alle außer denen, die sich nicht wie Gentlemen benehmen.“

„Oh, ich wünschte, du würdest in den See springen.“

Es herrschte betretenes Schweigen, denn da Carpenter von der Hüfte abwärts gelähmt war und nicht einmal in einen hypothetischen See hätte springen können, klang es für alle Anwesenden wie ein Hohn. Carpenter hob seinen Stock und senkte ihn wieder, als Mrs. Schoonover das Zimmer betrat.

„Was spielt ihr da?“, fragte sie sanft, „Clap-in-and-clap-out?“

III

Carpenters Stock sank auf seinen Schoß. Doch er war keineswegs der Verwirrteste – Joe und Terrence waren davon ausgegangen, dass das Telegramm seine Wirkung gezeigt hätte, und nun konnten sie nur vermuten, dass Mrs. Schoonover den Trick durchschaut hatte und zurückgekommen war. Doch ihr Gesicht zeigte keinerlei Anzeichen von Zorn oder Aufregung.

Carpenter fasste sich schnell wieder.

„Ja, das waren wir, Mrs. Schoonover. Wir haben gerade erst angefangen. Terrence ist ‚Es‘.“

„Ich habe vergessen, wie das geht“, sagte Mrs. Schoonover schlicht, „aber soll nicht jemand Klavier spielen? Das kann ich jedenfalls.“

„Das ist gut“, rief Carpenter aus. „Jetzt muss Terrence sich ein Kissen nehmen und in den Flur gehen.“

„Ich will nicht“, sagte Terrence, der sofort eine Falle witterte. „Dann soll jemand anderes ‚Es‘ es sein.“

„Du bist ‚Es‘“, beharrte Carpenter energisch. „Jetzt schieben wir alle Sofas und Stühle in eine Reihe.“

Zu den wenigen, denen diese Wendung der Ereignisse missfiel, gehörte Dolly Bartlett. Sie war mit großer List und verblüffender Absicht konstruiert worden, um Emotionen zu wecken, und ihr gesamter Mechanismus zuckte angesichts der Zurückweisung an diesem Nachmittag zusammen. Sie fühlte sich betrogen und enttäuscht, doch es blieb ihr kaum etwas anderes übrig, als darauf zu warten, dass sich ein Mann durchsetzen würde. Wer auch immer das sein mochte, etwas in Dolly würde eifrig darauf reagieren, und sie hoffte weiterhin, dass es Terrence sein würde, der als Einzelgänger eine romantische Anziehungskraft auf sie ausübte. Sie nahm widerwillig ihren Platz in der Reihe ein, während Mrs. Schoonover am Klavier „Every Little Movement has a Meaning all its Own“ zu spielen begann.

Als Terrence gewaltsam aus dem Zimmer gedrängt worden war, erklärte Carpenter Moore seinen Plan. Die Tatsache, dass er selbst noch nie an solchen Spielen teilgenommen hatte, hinderte ihn nicht daran, die Regeln zu kennen, doch was er vorschlug, war unorthodox.

„Wir sagen, irgendein Mädchen hat eine Nachricht für Terrence, aber dieses Mädchen ist nur das Mädchen neben dir, versteht ihr? Also, vor wem auch immer er kniet oder sich verbeugt, wir sagen einfach, sie sei es nicht, weil wir an das Mädchen neben ihr denken, verstanden?“

Er erhob seine Stimme: „Komm rein, Terrence!“

„Aber du tust es. Du bist alles - du bist alles, was ich immer gewollt habe.“ Ihre Stimme sprach weiter in ihr: „Aber ich hatte schon alles.“

„Aber du liebst mich einfach nicht.“

„Ich habe nichts, was ich dir geben könnte. Ich fühle überhaupt nichts.“

Er stand abrupt auf. Er spürte ihre große, tragische Teilnahmslosigkeit, die den Raum durchdrang, und sie löste nun auch in ihm eine Gleichgültigkeit aus - vieles schmolz plötzlich aus ihm heraus.

„Leb wohl.“

„Du wirst mir nicht helfen“, murmelte sie abwesend.

„Wie zum Teufel soll ich dir helfen?“, antwortete er ungeduldig. „Du fühlst nichts für mich. Das kannst du nicht ändern, aber ich auch nicht. Leb wohl.“

„Leb wohl.“

Sie war sehr müde und lag mit dem Gesicht zum Polster auf der Couch mit der schrecklichen, schrecklichen Erkenntnis, dass all die alten Weisheiten wahr sind. *Man kann nicht gleichzeitig ausgeben und behalten.* Die Liebe ihres Lebens war vorbeigekommen, und als sie in ihren leeren Korb blickte, fand sie keine einzige Blume mehr für ihn – nicht eine einzige. Nach einer Weile weinte sie.

„Oh, was habe ich mir nur angetan?“, jammerte sie. „Was habe ich getan? Was habe ich getan?“

ENDE

Liebe Leserin, lieber Leser, liebe Hörer!

Ich freue mich sehr, dass Sie das Buch von F. Scott Fitzgerald: Die vollständigen Basil und Josephine-Geschichten als Lektüre ausgewählt haben, und hoffe, dass wir Ihnen mit diesen neuübersetzten Erzählungen des bekannten amerikanischen Schriftstellers ein paar angenehme Stunden und etwas anspruchsvolle Unterhaltung anbieten konnten. Über eine freundliche Rezension bei ihrem bevorzugten Verkaufsportal würden wir uns natürlich auch sehr freuen. Sie können aber auch gern mit uns persönlich in Kontakt- und Meinungsaustausch treten. Besuchen Sie dazu einfach die HP des Verlages: [hoerbuchedition words and music](http://hoerbuchedition.wordsandmusic.de) und senden uns eine Nachricht. Für Anfragen, Anregungen oder Kritik haben wir immer ein offenes Ohr. Demnächst erscheinen diese Erzählungen, wie auch alle anderen neuübersetzten Erzählungen dieses Autors, in einer Hörbuchfassung im gleichen Verlag.

Bisher sind in dieser Reihe folgende E-Bücher erschienen:

Seltsame Zuflucht: 10 Erzählungen (1925-1939)

von F. Scott Fitzgerald: Die Kurzgeschichten - 1. Band -
ISBN: 9783754681282

Die vollständigen Pat Hobby Geschichten: (1940-1941)

von F. Scott Fitzgerald: Die Kurzgeschichten - 2. Band -
ISBN: 9783754681299

Rags Martin-Jones und der Prince of Wales: 11 Erzählungen (1922-1927)

von F. Scott Fitzgerald: Die Kurzgeschichten - 3. Band -
ISBN: 9783755454540

Das perfekte Leben: 12 Erzählungen (1928-1929)

von F. Scott Fitzgerald: Die Kurzgeschichten - 4. Band -
ISBN: 9783756570102

Stürmische Überfahrt: 10 Erzählungen (1929-1930)

von F. Scott Fitzgerald: Die Kurzgeschichten - 5. Band -
ISBN: 9783756592869

Rückkehr nach Babylon: 10 Erzählungen (1931-1932)

von F. Scott Fitzgerald: Die Kurzgeschichten - 6. Band -
ISBN: 9783759291349

Nachmittag eines Autors: 11 Erzählungen (1933-1947)

von F. Scott Fitzgerald: Die Kurzgeschichten - 7. Band -
ISBN: 9783819448157

Der Zusammenbruch. Ein Essay (1936)

von F. Scott Fitzgerald: Die Kurzgeschichten - 8. Band -
ISBN: 9783819453489